Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 21 (1917)

Artikel: Patina [Schluss]
Autor: Minnich, Sergius
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-573411

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Patina.

Nachdruck verboten.

Eine Reiseplauderei über Spanien von Sergius Minnich, Zürich.

(Schluß).

Toledo, du wunderbare, finstere Stadt, Thronstadt so vieler finsterer Priester und Könige! Aus dem Würfelhaufen der tausend kleinen flachdachigen Häuser, zwischen den Windungen des Tajo aufgehügelt, ragen Kirche und Palast empor. In keiner Stadt noch sah ich ein solches Herausragen, Fingerzeigen auf Gott, solch Himmelstreben. An den Schluchten des Tajo entlang führt der Weg in die Stadt, über alte Brücken mit riesigen Ecktürmen, durch breite, lastende Tore aufwärts, hügelwärts, kirchwärts. Auf dem Gipfel liegt sie, die Festung Gottes, die fünfschiffige, überladen reiche Kathedrale. Hier gibt es keine „Domfreiheit" wie um den Kölner Tempel und andere Kultbauten Mitteleuropas; umsonst suche ich aus dem Dunkel einer Seitengasse, aus dem Winkel eines Gartens, hinter einer niedrigen Mauer die richtige Einstellung zu der prunkhaften Fassade zu gewinnen: das schöne Bemühen ist erfolglos. So gehe ich denn mit leichtem Mißmut hinein. Zwischen weitgeschweiften, kühnen Stützbögen, unter sinnverwirrend köstlichen Fensterrosen trete ich durch die Mittelpforte ein. Bettler in Masse: gierig, hungrig, verwegen umlagern sie die „Türe des Erbarmens". Ich betrete das Innere des Domes und vergesse augenblicklich die spanische Hinterlist, womit die Düstere, Spröde, Stolze mich draußen gefoppt. Hunderte von Heiligen an Pfeilern und Brüstungen, an Altären, Kanzeln und Orgeln, eine Heerschau des christlichen Olymps. Auch sie Bettler jetzt: einst drängten sich Purpur und Hermelin in diesen stolzen Hallen; nun liegen sie verwaist, eine Lockung für Weltbummler, eine Versuchung für Sammler, ein Stelldichein für Liebende. Aber gibt es denn ein Haus, das zu heilig, eine Halle, die zu prächtig wäre für dich, Liebe? Gotik und Barock teilen sich in die Arbeit; Gotik türmte die Säulen in Bündeln empor, wölbt die hohen Spitzbögen und macht alles groß und weit und ragend; Barock kriecht an Pfeilern und Fenstern hinauf, hockt auf Brüstungen und Kapitelle, schmückt die Einbauten des Chors und der Capilla; pausbackige Engel turnen halsbrecherisch auf dem doppelten Chorumgang, verzückte Dickköpfe mit wulstigen Lendentüchern umgeben den zarten Trasparente, der an Berninis Petrusstuhl in Rom erinnert. Wieviel edler ist die vornehme Mäßigung des Architekten von Santa Cruz und von San Juan de los reyes! Hier in San Juan sollten die Könige Spaniens ruhen; da baute der blutige Philipp den Rostpalast in Escorial; grausam trieb er die toten Könige dort in die Einöde hinauf.

Escorial. Von Madrid fährt man in zwei Stunden bis zur Station Unter-Escorial. Eine heiße Fahrt zwischen kärglicher Vegetation, im versengenden Atem der Schieferfelsen des baumlosen Guadarramagebirges. Erschöpft und müde, weit mehr als nach einer langen Schlafwagenfahrt auf dem mitteleuropäischen Kontinent, steige ich langsam zum Palastkloster empor. Ehedem lag der riesige Bau ganz einsam auf der glühenden Hochebene; jetzt ist eine kleine Ortschaft, Ober-Escorial, um ihn gebaut, in der die normalstiligen Villen des Gewohnheitsmillionärs und das kitschige „erste" Hotel nicht fehlen dürfen. Ich bin sicher, daß der heilige Laurentius, des Klosters Patron, sich angesichts dieses Greuels noch einmal zutode braten ließe. Ein riesiges Palastkloster, eine Wirrnis von Höfen, Gängen, Treppen. Ein finsterer Bau, in der Umgebung der brennenden Schieferhänge selbst schieferfarbig, büßerhaft grau. Nur das Riesenmaß weckt Staunen und Bewunderung; da ist kein reiches Kapitell, keine üppige Brüstung, keine blendende Freitreppe, kein keckes Ziertürmchen, kein spassiger Wasserspeier: grau und grau alles! Die Eintönigkeit der langhingestreckten Flächen steigert noch den Eindruck des Riesigen, Finstern, Unheimlichen; das Ungegliederte scheint Absicht. Die Kirche, bloß ein Sechsteil des ganzen Gebäudes, ist eine Kathedrale an Ausmaß; der Ostflügel wäre für sich allein ein weiter Palast. Wer hier prunkvolle hohe Räume, üppige Möbel und blitzende Kronleuchter erwartet, sieht

sich getäuscht. Die Zimmer sind zwar groß, aber niedrig, und bloß die reichen Gobelins, welche die Wände der ganzen Länge nach überspannen, zeigen, daß hier Fürsten wohnten. Einige unter diesen Gobelins sind nach Zeichnungen Goyas gewirkt, leider seine herkömmlichsten und zahmsten Einfälle. Das hinterste Zimmer war das Schlafgemach des Königspaares. Dort an der Wand, gegen die Kirche hin, steht das breite Ehebett Karls IV., worin die buhlerische Luise mit ihm schlief, unbekümmert um die geheime Treppe, die unter der Bettstatt zur Grabkammer der königlichen Familie führt. Dem Bauherrn von San Lorenzo wären jedoch selbst diese wenigen, düstern Räume noch zu prunkvoll gewesen; er verbarg sich in drei kleinen Kammern. Und nur, wenn die hundert Brüder im Chor versammelt saßen und die Kirchendiener die riesigen, silberbeschlagenen Meßbücher geöffnet hatten, dann drehte sich einer der Chorstühle geräuschlos in verborgenen Angeln, und aus der dunkeln Oeffnung trat mit schleppendem Schritt und ausgebranntem Blick ein hagerer Mönch hervor. Er setzte sich zwischen die Andächtigen; doch wehe dem, der sich nach dem Eintretenden umgewendet und so dem Volke die Gegenwart des Königs verraten hätte! Aber ein halbes Jahr, bevor Philipp II. verfaulte, trat jener Mönch nicht mehr unter die Brüder im Chor; da saß er, das schwärende Bein auf ein Klappstühlchen gestreckt, am Fensterchen seiner Gebetsnische, dieses prunklosen, stallähnlichen Mihrâbs, und starrte auf den Hochaltar, während seine gichtischen Finger fieberhaft zitternd den Rosenkranz umklammert hielten und seine dürren Lippen unaufhörlich Korn um Korn herunterbeteten. Dort starb der Quäler und Peiniger, zuletzt selber ein von unablässig wurmendem Schmerz Gequälter und Gepeinigter. Jetzt ruht er mit seinen vier Frauen im schwarz-goldenen Pantheon, im dunkeln Marmorsarkophag, mit goldenen Lettern und Laubwerk geziert, auf breiten goldenen Löwenpranken. Dort ruhen sie alle, im spiegelblanken Rundbau unter dem Hochaltar, je vier Särge übereinander. Ein Raum beherbergt nunmehr Karl V., den Kaiser eines ewigbesonnten Reiches, Philipp, den König der Inquisition und Marterei, den vielbetrogenen Karl IV. und seinen feigherzigen lasterhaften Sohn Ferdinand. Noch sind einige Särge unbemannt, und Alphons der Heutige kennt den seinigen von Kindheit an. Die Grabkammern der Infanten, bei weitem nicht so ernsthaft, groß und lastend wie das schwarze Pantheon der Könige, sind vielmehr einer Skulpturensammlung im Erdgeschoß eines Provinzmuseums zu vergleichen. Hier schlafen Don Juan d'Austria, der Sieger von Lepanto, und Don Carlos, der Besieger der Frauen. Schmale, lange Gänge aus spiegelweißem Marmor trennen ihn von der gütigsten der Stiefmütter. Nachts aber, wenn das Pantheon von Fremden leer ist und die Wachen in ihren roten Fräcken mit weißen Aufschlägen draußen vor der steilen Treppe beim Schein der ewigen Lampe schwatzen, dann hebt Carlos langsam, langsam den schweren Stein und läßt ihn seufzend wieder sinken. Denn ihm allein, dem Liebenden, ist es gegeben, nächtens zu erwachen, während alle stumm bleiben, die auf dieser Welt Macht hatten.

Madrid. Eine künstliche Stadt, gewaltsam gegründet und hingestellt an den denkbar ungünstigsten Platz von ganz Kastilien. Mitten in der Wüste, ohne Wasser — der vielbesungene Manzanares ist ja bloß ein Bach und fließt ganz außen an der Stadt vorbei — aber politisch und administrativ bequem zentral gelegen. Dennoch weit merkwürdiger als die willkürlichen Städtegründungen der neuesten Zeit; denn hier ist eine große, eine Hauptstadt entstanden, mit Milieu, Farbe, Charakter. Die Wüste selber ward durch Gärten und Rinnsale in eine vergnügliche Oase verwandelt. Eine gewisse Internationalität ist auch hier zu finden, typische halbweltliche Stadtbauten mit Staatskünstlertum. Nichts Maurisches, nicht einmal Kirchen und Paläste, die der Erwähnung wert. Da bleibt der Prado die einzige Entschädigung. Aber vollgültig. Natürlich Velasquez zuerst, der Farbenfürst. Wer findet bei dem steifen puppigen Krinolinenkind Marie Therese eine andere Farbe als Rot? Ein kühner Herausgreifer: der arme Narr mit der

höckerigen Stirn und den verödeten Augen, mit den steifen Mundwinkeln, wozwischen unbewußt die höchste Weisheit des Wahnsinns hervorgrinst. Dann die Bauern, denen Bacchus ein Fest gibt, die prächtigen braunen Gesichter, die üppigen, schönfleischigen Leiber. Oder die Uebergabe von Breda, ein Massenbild, worauf der heikle Historienwirrwarr von meisterlicher Hand geordnet, ein seltenes Beispiel anständiger Repräsentativkunst. Das grandiose Selbstporträt des Meisters, ihn als Königsmaler darstellend, im Spiegel das Herrscherpaar, neben Velasquez die Prinzessin mit ihren Puppen und Narren, ein selbstherrlicher, stolzer Vorwurf, würdig des Extraraumes, den man dafür geschaffen hat. Murillo und Goya vollenden die nationale Dreifaltigkeit. Welch brünstigliche, heilig sinnliche Wonne in Murillos „Concepción": die halbreife, halbwache Madonna mit den verwunderten, selig verschwimmenden Augen, mit eins Wunder und Wollust der Menschwerdung begreifend. Ueberreif, geil, schmutzig Goyas Königin Marie Luise, eine Hyäne, gierig nach Männerfleisch. Keiner vergißt je das Bildnis der Familie des vierten Karl: ein Leibstück lachender Menschenkenntnis. Weniger in den Farben, aber zeichnerisch kühn Goyas Szenen aus dem Freiheitskampf der Spanier gegen Napoleon; das ist ein Packen, ein Schleppen, ein Würgen, ein Zwingen, ein Vergewaltigen — und ein Sichvergewaltigenlassen! Ein feiner Lebenskenner, Lebenskünstler: Goya. Wie anders der Asket Theotocopuli, asketisch in Farbe und Gestus. Seine Hauptwerke sind allerdings in Toledo und im Escorial. Wennschon „Greco", Grieche, genannt, ganz Spanier. Man begreift, daß die Sucher nach Originalitätsausgrabung sich an ihn herangemacht haben; eine andere Sache aber ist, Greco als durchaus eigenen Mann zu schätzen, eine andere, ihn gegen Velasquez auszuspielen. Dem Spanier wird dergleichen niemals verständlich werden, und die Aehnlichkeit zwischen Greco und dem großen, unter uns lebenden Freskomaler ist eine zufällige; Greco ist und bleibt Spanier. Auch Ribera ist mit zeichnerisch kühnen, wennschon gar blutrünstigen Bildern vertreten. Auch er Spanier, aber kein Asket, sondern blut- und fleischlustig. Von den Italienern, Flämen und allen Künstlern außer Spanien will ich hier nicht reden; sie sind in den Museen Italiens und Frankreichs reicher und vollzähliger vertreten; hier gibt es bloß Spanier für mich. Leider sind die modernen Spanier — ich denke an Zuloaga zumal — meist im Ausland zu sehen. Ein Gang zur Armeria, zur prunkvollen Rumpelkammer von Spaniens verlöschtem Machtglanz. Eine reiche Sammlung von Waffen und Geräteschaften des Krieges und der Einzelfolter. Prächtige Stücke aus der Zeit der Westgoten, der Mauren, der großen Seefahrer und Entdecker bis zu den armseligen Reliquien des zwölften Alphons.

Die Fahrt von Madrid über Segovia und Valladolid nach Burgos ist eine Wüstenreise. Hochkastilien ist eine weiße Sahara: ewigstarre Erdwellen von Gips, mit Büscheln spärlichen, dürren Grases bewachsen. Erst kurz vor Burgos sättigt sich die Einöde, und es wird wieder grün und freundlich, aber nicht mehr südlich üppig.

Burgos. Als ich, ein Knabe, jahraus jahrein das Bild deines Domes im Schulzimmer hangen sah, da träumte ich von dir, Burgos! Als ich durch die Einöden raste, gelangweilt vom Geschwätz eines Weinreisenden — der mir von Lyons Hauptkathedrale erzählte und sie mit einem Elephanten verglich, der auf dem Rücken liegt und alle Viere in die Höhe streckt — da träumte ich von dir, Burgos! Wie lieblich ist für mich Schweizer die hochgelegene kühle Stadt des Cid! Sonderlich, wenn man volle acht Tage in Madrid Sand und Staub geschluckt hat; doch was schluckt Liebe nicht? „Neun Monate Winter und drei Monate Hölle" schelten die sonngewohnten Spanier die Stadt Burgos. Meinetwegen! Mir gefällt es hier. Gehe durch den Marienbogen zum Dom. Da sitzen sie schon: Karl V., der Cid und seine Verwandtschaft in tiefen Nischen über dem niedrigen Torbogen, überragt und behütet von einem aufgedunsenen, schnapsnasigen Schutzengel. „Plus ultra" steht dort, des Kaisers Wahlspruch, gerade unter dem Schutzengel. Prächtige dicke Rundpfeiler, bastionenartige Balustrade. Ueber das Tor gucken die Spitzen der

durchbrochenen Turmhelme des Domes herüber. Ich segne meine Träume von Burgos und freue mich der goldenen Erfüllung! Wie vornehm und reich wirkt schon die Fassade des Domes! Ist auch der Aufbau über der Fensterrose des Hauptportals zu hoch geraten und scheinen die Türme dadurch gedrückt und niedrig, sind doch die hohen Spitzbogenfenster, die reichen Brüstungen mit den tausend Ziertürmchen, der edle bildnerische Schmuck von auserlesener üppiger Pracht. Schade, daß auch hier, wie in Toledo, der Dom ringsum verbaut ist: fast an allen Seiten nur enge Gassen, vielstöckige Häuser, klotzig und mit eintönig weißgestrichenen Fensterrahmen auf den häufigen Veranden. Während aber in Toledo die Kirche auf dem Gipfel des Stadthügels liegt, ist es hier möglich, vom nahen Kastell aus die stille Stadt am Arlanzón gemächlich zu überschauen. Und von hier aus gewinnt man nun einen prächtigen Domblick: wie ein stolzes Brautschiff ragt er aus der Brandung der weißen Mauern heraus; zwei schmucken Masten gleich, ziehen die beiden Türme dem Crucero, dem Kreuzungsturm, voraus, der in seiner traumhaften Pracht an Bildwerken und Ornamenten wie ein Prunkzelt auf des Schiffes Mitte aufgestellt erscheint. Der Dom von Burgos ist der hellste aller gotischen Tempel: so recht in einem Meer von Licht liegen die tausend Herrlichkeiten seines Innern. Wie lieblich duftet das Rosengewölbe der Kapelle der heiligen Tekla, wie prunkhaft strotzt die Innenkuppel des Crucero mit dem verwirrenden Gewimmel von Hexen, Teufeln und Zwergen! In Stellungen von kühnster Unanständigkeit lagern sie auf Pfeilern und Bögen, auf Vorkragungen und kleinen Zierhimmeln. Und hoch darüber wölbt sich, ein Wunder feinster Stuckarbeit, ein achtstrahliger Stern, mit goldenen Rosen auf den Knoten seiner durchbrochenen Verzweigungen. Edith, Edith, wenn ich wüßte, daß du umkehrtest vom Wege des Geldes und all seiner Greuel — ich risse den Stern aus seinem Prunkbett und zerpflückte seine goldenen Rosen, den Weg deiner weißen Füße zu schmücken! Wahnsinnig überladene Altäre protzen aus den Seitenkapellen heraus, goldene Kanzeln, goldene Treppen, goldene Kruzifixe. Kommt da ein Pfaffe aus der Annenkapelle, sieht zwei Damen am Boden knieen: schwarzes Kleid, schwarze Mantilla, brünstiglich gefaltete schmale Hände; pfeift der Kerl ein anzüglich Liedlein. Ich trete plötzlich hinter dem dicken Pfeiler hervor und schaue ihm geradeaus ins Gesicht. Pfaffenflucht, Damendank, Amen! „Morgen früh spazieren wir dann nach der Kartause, kleine Anita!" „Nach Miraflores, Herr? Aber nicht zu zeitig, bitte!" An fruchtbaren Feldern hin, zwischen langen schattigen Alleen führt uns der Weg hügelan. In der Kartause geleitet uns ein redseliger Mönch durch Korridore und Zellen; mit Grauen erzählt er von seinen Brüdern, die bloß alle acht Tage sprechen dürfen. In der Kirche ist das Grabmal Johanns des Zweiten und seiner Gemahlin Isabella zu sehen. Ich schätze den Prunk und die Ueberladung, wenn sie, wie hier, stark und eigenartig ist; meinetwegen dürfen noch einmal soviel Heilige um die beiden Toten sitzen, deren liegende Figuren um des Kirchhoffriedens willen noch im Tode durch ein gotisches Steingitter getrennt sind. Auf dem teppichartig angelegten, außergewöhnlich breiten Altarrelief ein unentwirrbares Gewimmel von Figuren und Figürchen, Wappen und Sprüchen, Kapitellchen und Türmchen, Thrönchen und Himmelchen: eine in ganz Spanien einzigartige Impression. Einzigartig auch die Holzstatue des Manuel Pereira, den heiligen Bruno darstellend, der Bischofsstab und Mütze gegen die Wollust des Schweigens und der Selbstpeinigung tauscht. „Il parlerait, s'il n'était un chartreux!" bemerkte Philipp IV. mit witzigem Lobe beim Anblick der lebenden Statue. Von Miraflores zurück in die Stadt nach Las Huelgas und San Nicolás. „Herr der Heerscharen!" rufe ich am Altar von San Nicolas aus. Nirgends noch sah ich ein solches Gekrabbel von Figuren. Nicht genug, daß zu beiden Seiten der Mittelgruppe in je drei Reihen sechs kleine Reliefs, gekrönt von reichgeschnitzten gotischen Himmeln, übereinander hocken: in der Mitte drängen sich um die Krönungsgruppe Mariens ganze Bataillone von Engeln, in Reih und Glied geordnet, und diese Glieder selber

sind strahlenförmig und ohne Rücksicht auf die Schwerkraft angeordnet.

Wie reich bist du an Geduld und Glauben, schönes Spanien! Die Eisenbahnfahrt von Burgos bis Logroño durch das fruchtbare Navarra erinnert an die Strecke von Algeciras nach Bobadilla; links die wild zerklüfteten, vielgipfligen Pyrenäen, rechts die lieblichen Abhänge des den Ebro begleitenden Höhenzuges. Von der Grenze Navarras gegen Aragon bis kurz vor Zaragoza fährt man durch eine Wüste, der Gegend zwischen Segovia und Valladolid vergleichbar. Zaragoza selber, die wehrhafte Stadt, die Mutter so vieler Helden, liegt in einer fruchtbaren, aber baumarmen Ebene. Ist es das Blut, das die Umgegend so ertragreich macht? Blut ist hier viel geflossen; es ist aber auch selten in der Welt ein höherer Preis dafür bezahlt worden. Noch einmal gedenke ich Granadas, Cordobas und der Mauren. Hier, an ihrem äußersten seßhaften Platz (sie drangen vorübergehend bis zur Loire vor) stehen noch die letzten Marken ihrer Kunst. Das Castillo de la Aljaferia ist der nördlichste Großbau des Islams in Europa. Von dort führt eine Allee am Ebro entlang zum großen elfkuppligen, viertürmigen Wallfahrtsdom der Señora del Pilar. Ein weites Gebäude, in dem für Spanien unpassenden Spätrenaissancestil. Bei der außerordentlichen Größe des Bauwerkes wirken die bunten Ziegeldächer unschön und widerlich. Da ist der Dom La Seo eine ganz andere Arbeit. Aelter. Nach maurischem Vorbild die ganze Apsis mit Netzornamenten übersät. Sieht man den schmalen, überaus regelrechten, barocken Jesuitenturm, möchte man am liebsten wieder umkehren. Das wäre aber die achte Todsünde! Denn die fünfschiffige Halle ist von außerordentlicher Schönheit: die einfach vornehmen Säulenbündel mit dem kurzen, maßvollen Kapitell, die hohen, schmucklosen Spitzgewölbe. In solch edler Großheit wirkt der üppig barocke Chorumgang doppelt reich, und Last und Ueberfülle verliert sich in den ragenden Hallen. Ein seltenes Beispiel gelungenster Stilvermischung auch hier. Und das Ganze doch nur eine Wirkung der Dimension; im Grunde ist ja die Baukunst nichts anderes, als „Sinn für Dimension". Da gibt es noch eine ganz alte Kirche, San Pablo: aus Muschelornamenten wachsen dicke, gedrungene Pfeiler heraus, die das plumpe Gewölbe tragen. Soviele Kirchen, soviele süße Ebroweine! Sitzt einer mir gegenüber vor seiner zweiten Flasche — ich bin ihm im Seo begegnet — und lacht und lacht und lacht ... Also verwirren, Spanien, deine Weine und deine Kirchen!

Barcelona. Bin ich noch in Spanien? Die Straßen dieser Stadt sind geradlinig, im rechten Winkel von andern gekreuzt; die Männer tragen karierte Anzüge und westeuropäische Ulster, statt der einfachen, rundgeschnittenen Capa, dem nationalen Radmantel. Die Weiber haben Pariser Modellhüte auf dem Kopfe, statt der schwarzen Mantilla, mit dem riesigen Schildkrotkamm im Haar festgesteckt. Wo ist das schwarze Seidenkleid, wo sind die Blumen im Genick? Wo sind Spanierinnen, wo ist Spanien? Barcelona ist keine nationale Stadt, eine Allerweltsstadt. Aber man kann von dort aus in wenigen Stunden noch gut spanische Dinge besuchen: Tarragona und den Montserrat. Und ein Stiergefecht am Ostertag wird wohl noch prächtiger sein als die Corrida vom Palmsonntag in Madrid. Tarragona ist berühmt durch seine Altertümer — eine Sache, die in Spanien viel seltener ist als auf italischem Boden — gigantische Reste, besonders die große Mauer. Aber der Montserrat ist der Berg des heiligen Grals. Unerklärbar, fabelreich, sagenschwanger. Ich rede nicht von den Templeisen, nicht von Parsifal und den keuschen Rittern; ich erzähle bloß von dem Berg, dem Wunder der Natur, dem Spielzeug eines Gottessäuglings. Pferdeköpfe, Totenschädel, Puppenglieder; immer wechselnd, immer zu neuen Gebilden verwachsend und sich wieder trennend: ein wildes Heer, durch versteinernden Fluch gebannt. Aber in diese heidnische Wildnis, in diese gespenstige Gottverlassenheit schleppten die Mönche Stein um Stein herauf und türmten dem geheimnisvollen Gotte in der knusperigen Wohnung des heiligen Brotes einen Tempel, wohin keiner den Weg finden konnte, dem er nicht gewiesen ward. Selbst die kleine verwachsene Berglokomotive stutzt von Zeit zu Zeit und bläst verlegen Rauch und Dampf

aus ihren Nüstern, als mißtraute sie dem gleißenden Schienenstrang, der sie also kühn über Abgründe und an Wänden entlang zu klettern lockt. Dort oben überdauerten die Gralshüter den Sturm des Islams; sie sahen den Halbmond emporsteigen, lodernd in den Flammen einer Welt; sie sahen ihn leuchten und befruchten, sahen ihn blassen und untergehen. Wie erstaune ich, auf dem unzugänglichen Felsen ein ausgedehntes Plateau zu finden, worauf ein kleines spanisches Dorf Platz hat. Das alte Kloster ist eine unkenntliche Ruine, das neue ist edel und würdig restauriert und vollendet. Hier wohnt die heilige Jungfrau, die neben tausend staunenswerten Wundern auch das doppeltgehörnte Wundertier des Jesuitenordens erschaffen hat. Vor ihr streckte Loyola die Waffen und tauschte sie gegen Gift und Verleumdung und prahlerische Armut. Weit höher als das Kloster und weit mehr noch in der Wildnis liegt die kleine Einsiedelei von San Jeronimo. Von dort aus sieht man bei Tag Barcelona und das Meer und die stolzen Pyrenäen. Dort ist man mitten in den stummen Schrecken des Montserrat, und ich bin sicher, daß die versteinerte Prozession der Mönche dort oben des Nachts herniedersteigt und mit schleppendem Klagechoral um die heiligen Stätten wandelt. In Barcelona bewundere ich zumal die Fensterrose über dem Hauptportal der edeln Kirche Santa Maria del Mar; in einfachste Backsteinmauer eingesetzt, wirkt das einzigartige, originelle Maßwerk, das in durchaus freier und origineller Nachahmung von Laub besteht, doppelt schön. Das neue Barcelona hat seinem kühnsten Architekten, Gaudi, Gelegenheit geboten, eine Art Idealarchitektur in unbeschränktester Selbstherrlichkeit auszuführen. Es ist vor allem sein noch unvollendeter Templo de la sagrada Familla. Wenn man die Altäre von Burgos gesehen hat, beurteilt man die bildnerisch maßlos überladenen Portale anders, als wenn man von Paris oder überhaupt von Westeuropa her nach Barcelona kommt. Das Weihnachtsportal oder das Winterportal — nach Norden gerichtet und demnach drei weitere Portale verlangend, entsprechend der Windrose und dem in die betreffende Jahreszeit fallenden Kirchenfest — ist in den Einzelheiten bewundernswert. Die hangenden Eiszapfen über der Weihnachtsgruppe, die flüchtenden Vögel in Grotten und Schrunsen sind originell, fragt sich nur, ob man das noch Architektur nennen soll. Gaudi rechtfertigte sich mir gegenüber, indem er ausführte, daß man, statt die nackten, weiten Mauern eines Hauses mit Fresken zu bedecken, es auch mit Bildwerk und Relief vom Boden bis zum Dache schmücken könne. Ein anderer Ausspruch des Architekten ist, daß Ornamente am Hause eines Königs oder an einem Profanbau überhaupt lächerlich wirken und allein für Kultbauten passen. „Erst der Bau, dann der Stil!“ sagt Gaudi und meint, die alten Baumeister hätten drauflosgebaut und erst nachher habe man ihre Schöpfungen klassifiziert. Das Baugeld zur Sagrada Familla fließt ausschließlich aus freigebigen Händen, daher die geringen jährlichen Fortschritte. Heute steht erst die West-Nordmauer, diese aber bis zu den Pinaculos, den Fialen unserer Dome entsprechend, aufgeführt. Eine Sonderlichkeit, die bloß das milde Klima Barcelonas erlaubt. Im Süden und Osten sind erst die Fundamente gegründet, und schon wuchert Gestrüpp über sie. Der Architekt wollte den Spendern einen Begriff davon geben, wie der Bau nach seiner Vollendung sich ausnähme; denn den Gesamtplan hält er immer noch geheim. Seine Feinde spotten und sagen, er wisse selber nicht, wie das Ganze zuletzt aussehe. Alle Tiere der Arche Noah sind als Wasserspeier angestellt, alle Pflanzen der Erde krönen die Fialen und Türmchen des Domes. Der Gedanke einer grandiosen Schöpfungsschau ist originell; aber in der Ausführung liegt die Gefahr der Spielerei, und gerade das Weihnachtsportal beweist, wie leicht ein Teileffekt auf Kosten des Ganzen errungen wird. Geschieht dies aber an der Dimension, wo bleibt dann die Architektur? Mir wird schwindelig beim Sehen dieses Torso und fast noch mehr beim Gedanken an seine Vollendung. Ich sehne mich nach einer ruhigen einsamen Nacht. Doch weitgefehlt! Gegen ein Uhr erhebt sich im Nebenzimmer, das bloß durch eine rissige Tür von meinem Schlafzimmer getrennt ist, ein Lärmen von vielen

Stimmen. Ich höre italienisch sprechen, mundartlich genuesisch. Da wimmert eine ältliche fette Frauenstimme: „Arme Lina, arme Lina!“ und Kinderstimmen wiederholen den Wehruf. Dann höre ich einen Mann schelten: „Was ist das für ein verfluchtes Land, wo fünf Personen in einem einzigen Zimmer untergebracht werden?“ Darauf die Frauenstimme: „Habe dir ja gesagt, sollst telegraphieren! Jetzt ist's mitten in der Nacht und nirgends mehr ein Hotel offen. Arme Lina, arme Lina! Mußt dich im Finstern ausziehen, derweil mein Gatte und ich uns in diesem Bett hier schlafen legen. Giuseppe und Pia haben schon in dem deinigen Platz. Arme Lina, arme Lina! Solch ein Skandal: ein Kindermädchen im gleichen ... Ach, daß mein Gatte ...“ Kofferpoltern, Türchen an Nachttischen klappen auf und zu, Schubladen knarren, und eine Männerstimme ruft heiser: „Wenn du jetzt dann nicht still bist, Frau, suche ich ein Haus auf, das du wohl kennst!“ Weinen, Schluchzen, Nesteln und Krachen von Fischbein. Der Concierge pocht an die Türe; endlich gibt's Ruhe.

„A los toros!“ „Zu den Stieren!“ Plakate mit riesigen Lettern, auf den Tramwagen hochgesteckt, verkünden, daß heute, als am Ostersonntag, eine außerordentliche corrida ausgetragen wird: acht Stiere edelster Zucht; Programme und Tagesblätter bringen das Bild der Helden, Alter, Stammbaum, Name des Züchters. Denn so sehr sie auch den Espada, den Stiertöter, vergöttern; er ist nicht der Held, sondern der Stier, das starknackige, klotzköpfige Tier, dessen Gestalt „Vorwärts“ heißt und „Angriff“ und „Drauf-unddran“. Auf drei Uhr ist der Beginn des Kampfes angesagt. Schon vor zwei Uhr beginnt die Wanderung nach der Arena; die Straßen dorthin sind von festlich aufgeputztem Weibervolk und aufgeregt gestikulierenden Männern voll. Die Matadoren, die in eleganten Kutschen, die schönsten Frauen der Stadt zur Seite, angefahren kommen, werden Fürsten gleich begafft und beklatscht; vornehm lüften sie den schwarzen Zweimaster über dem zopfigen Haupt. In der Arena werden Kissen ausgeliehen, die Steinsitze des Amphitheaters sind hart und kalt, besonders die teuern Plätze, die während der Zeit von drei bis sechs Uhr im Schatten liegen. Die billigsten sind, die von der Sonne beschienen werden; in der Mitte liegen die Plätze „sombra y sol“, „Schatten und Sonne“. Alles ist auf den Glockenschlag versammelt; da gibt es kein Zuspätkommen wie auf dem Bahnhof oder in der Tabakfabrik. Die Polizei bezieht ihre Posten, die sich im Arenaumgang zwischen den hohen Sitzreihen und der Palissade befinden. Die Musik schmettert; die Türen öffnen sich, und der Umzug beginnt. Voraus die Espadas, auf zwei Stiere je einer gerechnet; sie schreiten zu Fuß einher, ihre weißen Strümpfe leuchten, der Lack der Halbschuhe glänzt im besonnten Sand der Arena. Mit ritterlicher Eleganz tragen sie ihre goldgestickte Tracht. Gefällig und mit der Manier gekrönter Gäste beantworten sie, leicht und flüchtig grüßend, den stürmischen Empfangsruf der Menge. Hinter ihnen trippeln die Banderilleros einher, die leichtfüßigen Gesellen, die dem Stier in neckischem Spiele kleine Lanzen in den Nacken stoßen und waffenlos vor dem Verwundeten fliehen und sich mit behendem Sprung über die Palissade retten müssen. Hinter den Banderilleros reiten auf ärmlichen Rosinanten, aber selbst nicht minder reich geputzt, die Picadores, den flachen Hut fest unters Kinn geschnallt, die Beine mit Holzschienen gepanzert, die Füße in altertümlichen, riesigen Bügeln. Uniformierte Diener, mit Rechen zum Ordnen des Sandes, und ein Maultiergespann mit einem eggenartigen Gerät schließen den Zug. Das sind die Totengräber der Arena; sie schaffen den gefällten Stier und die toten Pferde fort. Jetzt begeben sie sich wieder hinter den Zaun, mit ihnen die Banderilleros und auch die Espadas; nur die Picadores bleiben auf ihren Pferden an der Palissade aufgestellt und erwarten mit gesenkter Lanze den Feind. Der Zwinger öffnet sich, der Stier stürzt heraus; bis in die Mitte des Platzes stürmt er vor. Dort steht er still, schnuppert im heißen Sand. Die Sonne blendet ihn; jetzt erst gewahrt sein Auge, was seine Nüstern ihm schon verrieten: er sieht die Pferde. Schnurstracks springt er eines an. Mit dem wulstigen Nacken, auf den kurzen Hörnern hebt er das kläglich wiehernde

Tier hoch vom Boden auf, der Picador stößt mit der Lanze ein-, zweimal kurz und kräftig; der Stier wühlt in den blutenden Eingeweiden des Kleppers und schüttelt den Reiter über die Palissade. Von der verstümmelten Pferdeleiche hinweg stürmt er gegen das zweite Pferd. Diesmal traf ihn der Picador über dem Auge, bevor er noch an das Roß geriet. Dumpf brüllend und mit den Hufen den Sand in Wolken aufwirbelnd kehrt er sich ab. Dort stehen zwei Banderilleros mit einem roten Tuch; flugs springt er los, die Burschen stieben auseinander, das Tuch liegt am Boden. Der Stier stampft darauf herum, bohrt es mit den Hörnern an; Blut rinnt von seinem Nacken in den Sand. Die Fetzen des roten Tuches um die Hörner, kehrt er langsam zur Mitte des Platzes zurück, von wo er die Strecke im Rund sichtet. „Lieber Stier! Süßer Stier! O Stier, Stier!" schallt es von den Sitzreihen; Kußhände fliegen von den Logen herab für das Tier, das sich heldenhaft verteidigt. Viele erheben sich, schreien: „Noch mehr Pferde!" Jetzt lösen die Banderilleros die Picadores ab. In jeder Faust einen kurzen, buntbemalten Spieß, tanzen sie vor dem Stier herum, warten, bis er seinen Nacken zum Angriff senkt und stoßen ihm geschickt beide Banderillos gleichzeitig in den Nacken. Schnaubend verfolgt das Tier den Verwunder; der aber hüpft mit einem Satz über die Palissade. Der Stier setzt an, springt auch über den Zaun, wütend rennt er an die Holzverschalung der Polizeilogen an, von den ersten Sitzreihen strecken sich tausend Hände zwischen ein Geländer durch, den schweißigen Nacken und Rücken des Tieres zu streicheln. Durch eine Türe der Palissade wird er wieder in die Arena getrieben. Wilde Rufe der Empörung, des Mißfallens, der Unzufriedenheit mit den Banderilleros, Pfiffe, Kreischen. Der Stier reibt sich den Rücken an der Palissade, sucht das juckende Eisen abzustreifen, schüttelt sich: vergeblich, es steckt zu tief im Nacken. Oft sind es sechs bis acht kleine Spieße, wenn die Banderilleros recht flink und geschickt waren. Jetzt tritt der Espada auf den Plan; er allein gegen das Tier, das vielverwundet, doppelt stark und angriffslustig ist. Wohl starren die Spieße in seinem mastigen Rücken; über die Weichen und an den Beinen herab fließt das dunkle Blut, leuchtend im vollen Mittagsglanz der Ostersonne. Der Stier hat sich hinter einem toten Pferde aufgestellt; vor Schmerz wühlt er in den Eingeweiden und stößt den Kadaver schrittweise vor sich her. Der Espada sucht den Stier auf. Den Degen in der Rechten, in der Linken einen Holzstab, woran ein rotes Tuch flattert, tritt er vor ihn hin. Jetzt steigt die Spannung der Menge aufs höchste; alles beugt sich vor, einige stehen auf, keiner redet mehr. Das Volk hat für jede Evolution, die der Espada vor dem Stier vollführt, einen Namen, vielleicht noch mehr als Namen für die Nationaltänze. Jetzt stößt der Stier in das rote Tuch und stürzt unter dem Arm des Espada vor. Jetzt geht der Espada langsam, langsam an der Palissade entlang, zwischen ihr und dem Stier hindurch, der mit blutenden Augen und zitternden Beinen vor ihm steht, immer noch kräftig genug, den Peiniger mit den Hörnern an den Zaun zu spießen. Jetzt senkt er den Nacken; der Espada stößt den Degen bis ans Heft hinein. Einen Augenblick steht das Tier bewegungslos; dann schäumt ein Blutbach aus seinen Nüstern, und es stürzt zusammen, gefällt wie ein Baum. Der Puntillero gibt ihm mit einem kurzen Messer den Gnadenstoß, die Diener eilen herbei; das Maultiergespann trippelt heran, schleppt den toten Stier hinweg und die verendeten Pferde. Tusch der Kapelle. Der Sand wird zurechtgeschaufelt, das Blut mit frischem Sand aus flachen Körben überstreut, und das Schauspiel beginnt von neuem. Ich weiß, daß ich immer wieder zum Stierkampf gehen werde, wenn ich nach Spanien wiederkehre; es ist grausam von mir. Aber viel tausendmal grausamer ist das Werk, das du an mir verübt, Süße, Weiße, Goldene, mit deinen bunten Augen...

Sprüche.

Jedes graue, tote Leben ist unsere Schuld.

Jedes graue, tote Leben ist unsere Schuld.

Immanuel Limbach, Zürich.